

Vom Pianisten zum Opernfan

Der Dirigent **Fabio Luisi**



Foto: Monika Ritterhaus

Ort: München, ein Café im Dreieck von Nationaltheater, Herkulesaal und „Hotel an der Oper“, einem beliebten Künstlerquartier.
Zeit: Ende März, während der Proben für eine Rundfunkübertragung von Engelbert Humperdincks Märchenoper „Die Königskinder“, die Fabio Luisi als konzertante Vorstellung dirigiert. Personenbeschreibung: ein eher kleiner, schlanker, dunkelhaariger junger Mann mit Brille, den man auf um die 30 schätzt, der aber tatsächlich „schon“ 37 ist. Was an Fabio Luisi bereits nach wenigen Sätzen auffällt, ist nicht nur das sehr eloquente, leicht österreichisch gefärbte Deutsch, sondern die sympathische Natürlichkeit, die unverkrampfte Offenheit und Selbstsicherheit. Das ist kein glatter Pult-Yuppie mit „Hoppla-jetzt-komm-ich“-Attitüde, sondern ein – trotz mächtig aufwärtsstrebender Karriere – „normal“ geliebener Musiker, der weiß, was er will und daß er (noch) nicht alles kann.

1959 in Genua geboren und aufgewachsen, beginnt der Vierjährige mit Klavierunterricht, „natürlich nicht aus eigenem Antrieb“, ist aber heute umso dankbarer dafür. Nach dem Diplom am Konservatorium seiner Geburtsstadt geht Fabio Luisi, siebzehnjährig, nach Paris zu Aldo Ciccolini, um sein Können zu perfektionieren. Die musikalische Zukunft als Pianist scheint klar abgesteckt. Aber in Genua, wo er sich hin und wieder als „Klaviersklave“ verdingt, also als Korrepetitor mit Sängern zusammenarbeitet, die eine neue Partie einzustudieren haben, wird Luisi infiziert vom Bazillus Oper. Zu den ersten Künstlerinnen, mit denen er zusammentrifft, zählen die damals noch unbekannte Luciana Serra, die auch aus Genua stammt, und vor allem Leyla Gencer – eine künstlerische Begegnung mit denkbar ungleichen Voraussetzungen. Sie: eine, zumal in Italien, vergötterte Sopranistin am Ende ihrer Karriere; er: ein unerfahrener Begleiter ohne jede Ahnung von Stimmen, von Oper, vom Repertoire. „Aber“, erinnert sich Luisi, „sie war großartig zu mir, hatte sehr viel Geduld und wir verstanden uns glänzend. Ich habe mit ihr Lady Macbeth und Anna Bolena geprobt.“

Die Lust auf die Oper war bei ihm zwar geweckt, aber zunächst blieb die Karriere als Pianist unverändertes Berufsziel. „Doch die Oper ließ mich einfach nicht mehr los, ich begann regelmäßig in Vorstellungen zu gehen, und dann kam der Moment: Ich mußte mich entscheiden. Es war für mich sehr spät, in Italien Komposition zu studieren, denn dort kann man Dirigieren nur mit Komposition zusammen studieren. Ich finde das nicht gut, denn ich zum Beispiel habe überhaupt keine kreative Ader. Ich kann nicht komponieren und habe auch kein Interesse daran. Ich war von Anfang an nur darauf aus, Dirigent zu werden.“

Fabio Luisi zieht die Konsequenz; nicht in Italien, in Österreich, genauer: in Graz setzt er sein Vorhaben in die Tat um. Warum Graz? „Ich wollte zu einem ganz bestimmten Lehrer, zu Milan Horvat, den ich in Genua erlebt habe, als er die ‚Psalm-Sinfonie‘ von Strawinsky dirigierte. Ich war von ihm so beeindruckt, daß ich einfach in seine Garderobe gegangen bin und ihn gefragt habe, ob er unterrichtet.“ Im September 1980 geht Luisi nach Graz und studiert bei Horvat. In dieser Zeit lebt er von Klavierstunden und – lernt Deutsch. 1983 erhält er eine Stelle als Korrepetitor am Grazer Opernhaus, wird dann Studienleiter und Kapellmeister. Während seiner Grazer Zeit kehrt er im Sommer regelmäßig nach Italien zurück, wirkt jahrelang als Korrepetitor am Festival von Martina Franca mit. Der Schwerpunkt seiner Grazer Arbeit als Kapellmeister liegt voll und ganz auf der Oper. Luisi debütiert mit Donizettis „Viva la mamma“, übernimmt dann „Die Königin von Saba“ (Goldmark) und „Rigoletto“. Seine erste eigene Einstudierung ist dann „Il barbiere di Siviglia“, es folgen „Boccaccio“ (Suppé), „Pimpinone“ (Telemann),

„Cavalleria rusticana“ und „I pagliacci“, „Tosca“, Britten's „A Midsummer Night's Dream“ – ein reichlich kunterbuntes Allerlei also. „Alles, was die anderen nicht dirigieren wollten, habe ich machen dürfen. Ich war froh über jede Vorstellung, egal was. Ballett habe ich sehr oft dirigiert, auch Operetten wie ‚Victoria und ihr Husar‘, ‚Das Land des Lächelns‘. Nur ‚Gräfin Maritza‘, eines meiner Lieblingsstücke, habe ich nicht bekommen.“

Während dieses „Intensivkurses“ als Opern- und Operettendirigent mußten Konzerte zwangsläufig zurücktreten. Dieses Defizit aufzuholen, gelingt Luisi erst, als er 1987 das feste Engagement in Graz aufgibt. Vom Klavier hat er sich nach und nach verabschieden müssen. Zwar erteilt er noch während seiner ersten Zeit als freischaffender Dirigent zwei Jahre Klavierunterricht an der Hochschule, spielt auch Konzerte. Aber heute hält er dieses Kapitel für abgeschlossen, sein letzter Klavierabend liegt vier Jahre zurück. „Ich bewundere die Dirigenten, die noch dazu sehr gute Pianisten geblieben sind, wie Sawallisch, Barenboim, Previn. Aber vor allem vermisse ich die Kammermusik.“

Auf Angebote als Dirigent muß Luisi nicht lange warten. Auch jetzt steht zunächst die Oper im Vordergrund. Seit 1988 gastiert er in Wien und München, Berlin und Hamburg, Stuttgart, Genua, Florenz, Genf, bei den Bregenzer Festspielen. Zu den Orchestern, die ihn dann mehr und mehr auch für Konzerte engagieren, zählen: das Orchestre de Paris, das Orchestre de la Suisse Romande, das Leipziger Gewandhausorchester, die Staatskapelle Berlin, das Münchner Rundfunkorchester, die Wiener Symphoniker, das Orchestra Sinfonica RAI Torino, etc. etc. Seit 1995 beginnen sich die künst-

lerischen „Wanderjahre“ Luisis um bestimmte Fixpunkte zu zentrieren. Er wird Chefdirigent des Niederösterreichischen Tonkünstlerorchesters Wien. Im Sommer 1996 übernimmt er als einer der drei Hauptdirigenten das Sinfonieorchester, die Kammerphilharmonie und den Chor des Mitteldeutschen Rundfunks. Und 1997 tritt Luisi als Directeur artistique et musical des Orchestre de la Suisse Romande die Nachfolge solch illustrier Kollegen an wie Ernest Ansermet, Wolfgang Sawallisch, Horst Stein.

Unter diesen Vorgängern würde sich Luisi künstlerisch am ehesten in der Nähe von Sawallisch einordnen, den er vor allem als Operndirigenten schätzt. Nach historischen Vorbildern gefragt, fällt spontan der Name Fritz Busch. „Ich glaube, daß wir gerade heute von den alten Dirigenten viel lernen können, zum Beispiel wie die Musik lebt, atmet. Heute ist vieles zu technisch, kalt, schnell, man hört zu allererst Noten, spürt aber nicht die dahinter stehenden Gefühle und Stimmungen. Deshalb ziehe ich auch Live-Aufnahmen unbedingt dem Studio vor. Ich bin überhaupt kein Klangfanatiker, kein HiFi-Freak.“

Dennoch: Für einige verlockende Studio-Projekte hat Luisi seine Zusage gegeben. Philips wird mit ihm die Reihe früher Verdi-Opern fortsetzen, zunächst mit „Aroldo“ (Titelpartie: Neil Shicoff) in Florenz, dann „Jérusalem“ in der ungekürzten französischen Originalfassung (wahrscheinlich mit Sergei Larin und Roberto Scanduzzi), „Alzira“ und „Giovanna d'Arco“, wobei diese drei Opern in Genf aufgezeichnet werden sollen. Auch sinfonische Projekte will Luisi bei Philips angehen, vor allem aber mit dem MDR-Orchester für Carlton Classics, darunter „Carmina Burana“ und ein Berlioz-Zyklus,

Als Opern- und Konzertdirigent ist Fabio Luisi inzwischen international tätig und wird ab 1997 die Leitung des Orchestre de la Suisse Romande übernehmen.

ohne die Opern, aber mit „La damnation de Faust“, „Symphonie fantastique“, „Lélio“, entweder „Te deum“ und „Requiem“ oder „Roméo et Juliette“.

Auch für eine feste Position an einem Opernhaus würde sich Luisi durchaus gewinnen lassen, schon um selbständig eigene Ideen verwirklichen zu können. Vorerst wird er künftig bei den Münchner Opernfestspielen regelmäßig vertreten sein, mit Wiederaufnahmen von „Cavalleria rusticana“/„I pagliacci“ und „La forza del destino“. Als erste Richard-Strauss-Oper steht 1998 in Genf „Der Rosenkavalier“ auf Luisis Terminkalender. Epilog: Mit den in München einhellig bejubelten – und von Calig für die CD mitgeschnittenen – „Königskindern“ (mit Thomas Moser, Dagmar Schellenberger, Marilyn Schmiege, Dietrich Henschel) hat sich Luisi eindrucksvoll als Dirigent empfohlen, der sich international auch außerhalb seines italienischen Stammrepertoires behaupten kann.

Kurt Malisch



Foto: Tanja Niemann